






Predigt über Lukas 10, 25-37

- Lieder:**  **EG 334, 1-6 „Danke für diesen guten Morgen“**
EG 786 - Psalm 121 im Wechsel gesungen
 **EG 697 „Meine Hoffnung und meine Freude“**
 **EG 645, 1-3 „Ins Wasser fällt ein Stein“**
 **„Ein jeder trage die Last des andern“**
 **EG 170, 1-3 „Komm, Herr, segne uns“**

Lesung: 1. Johannes 4, 7-12

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde!

Wir alle kennen Verkehrsdurchsagen nach der Art:

„Vorsicht, Autofahrer auf der A8 Salzburg-München.

Zwischen Frasdorf und Achenmühle kommt Ihnen ein Geisterfahrer entgegen!“

Vor Jahren habe ich die Folgen einer solchen Durchsage hautnah miterlebt.

Ich war ich eine Woche lang mit einer Gemeindegruppe im Gebirge.

Am letzten Tag gönnten wir uns noch ein leckeres Abendessen.

Dann stiegen wir, glücklich und müde, ins Auto Richtung München.

Garmischer Autobahn, Nähe Penzberg, ein furchtbarer Unfall:

ein Geisterfahrer war frontal mit einem entgegenkommenden Auto zusammengekracht.

Es konnte keine drei Minuten her sein.

Zum Glück hatten schon vier, fünf Autos angehalten. Menschen standen herum.

Innerhalb von Sekunden galt es zu entscheiden: Anhalten oder Weiterfahren?

Waren nicht schon genügend da? Konnten wir helfen? Wollten wir nicht längst zuhause sein?

Wir hielten, und das war mehr als sinnvoll.

Eine von uns holte ein Kind von der Fahrbahn und setzte sich mit ihm an den Fahrbahnrand.

Ein anderer bettete eine Verletzte auf eine Decke, sprach lange gegen den Schock an.

Wir blieben, bis die Feuerwehr und der Krankenwagen weggefahren waren.

Es ist erstaunlich, mit wie wenigen Mitteln man helfen kann. Fast immer kann man etwas tun!

An dieses Erlebnis habe ich mich erinnert bei der heutigen alten biblischen Geschichte.

Sie ist bekannt wie keine zweite sonst. Aber bevor ich sie verrate und vorlese,

erzähle ich ruhig noch zwei moderne Varianten.

Nummer eins: Es war ein Mensch, der war unterwegs mit seinem Auto.

Auf einsamer Straße erlitt er einen Unfall und blieb halbtot liegen.

Es begab sich aber von ungefähr, dass nacheinander drei Autos dieselbe Straße fuhren.

Ein Arzt, ein Rechtsanwalt, auch ein Pfarrer im kirchlichen Dienstwagen.

Neugierig, geschockt, aber auch schon abgestumpft von ähnlichen Unfällen,

verlangsamten alle drei zwar das Tempo. Aber alle drei fuhren dann doch vorüber.

Sie hatten Gründe. Termine waren einzuhalten, es war keine Zeit zu verlieren,

Unannehmlichkeiten wären zu befürchten bei einer Zeugenvernehmung.
Zudem würde der Wagen schmutzig werden, mit Blut befleckt.
Was sie taten, war im Amtsdeutsch „Unterlassene Hilfeleistung“.

Nummer zwei: Es war ein Mensch, der lebte allein in seiner Wohnung.
Er fiel unter die Räuber und diese Räuber hießen Einsamkeit, Depression und Angst.
Die Decke drohte ihm auf den Kopf zu fallen.
Da lag er und sehnte sich danach, dass einer einfach, ganz einfach nur da wäre für ihn.
Ein Mensch, der zuhören würde, der schweigen, reden, raten und trösten könnte.
Es begab sich aber von ungefähr, dass ein Nachbar das alles bemerkte.
Er sagte sich, dem Mann muss geholfen werden; nur ich bin dazu nicht in der Lage.
Das ist ein Fall für den Spezialisten, der ausgebildet und fortgebildet ist.
Da gibt es staatliche und kirchliche Stellen, die dafür zuständig sind.

Genug der Varianten. Solche Geschichten ließen sich beliebig vermehren.
Es wird Zeit, die biblische Geschichte zu nennen, sofern Ihr sie nicht schon längst erkannt habt.
Es handelt sich um das Gleichnis vom barmherzigen Samariter.
Es steht im 10. Kapitel des Lukas-Evangeliums:

- 25 Da kam ein Gesetzeslehrer und wollte Jesus auf die Probe stellen; er fragte ihn:
»**Lehrer, was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?**«
- 26 Jesus antwortete: »Was steht denn im Gesetz? Was liest du dort?«
- 27 Der Gesetzeslehrer antwortete: »Liebe den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen,
mit ganzem Willen und mit aller deiner Kraft und deinem ganzen Verstand!
Und: Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst!«
- 28 »Du hast richtig geantwortet«, sagte Jesus. »Handle so, dann wirst du leben.«
- 29 Aber dem Gesetzeslehrer war das zu einfach, und er fragte weiter:
»**Wer ist denn mein Mitmensch?**«
- 30 Jesus nahm die Frage auf und erzählte die folgende Geschichte:
»Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab. Unterwegs überfielen ihn Räuber.
Sie nahmen ihm alles weg, schlugen ihn zusammen und ließen ihn halbtot liegen.
- 31 Nun kam zufällig ein Priester denselben Weg. Er sah den Mann liegen und ging vorbei.
- 32 Genauso machte es ein Levit, als er an die Stelle kam: Er sah ihn liegen und ging vorbei.
- 33 Schließlich kam ein Reisender aus Samarien.
Als er den Überfallenen sah, ergriff ihn das Mitleid.
- 34 Er ging zu ihm hin, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und verband sie.
Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier und brachte ihn in das nächste Gasthaus,
wo er sich weiter um ihn kümmerte.
- 35 Am anderen Tag zog er seinen Geldbeutel heraus, gab dem Wirt zwei Silberstücke und sagte:
»Pflege ihn! Wenn du noch mehr brauchst, will ich es dir bezahlen, wenn ich zurückkomme.«
- 36 »Was meinst du?« fragte Jesus.
»**Wer von den dreien hat an dem Überfallenen als Mitmensch gehandelt?**«
- 37 Der Gesetzeslehrer antwortete: »Der ihm geholfen hat!«
Jesus erwiderte: »Dann geh und mach du es ebenso!«

Eine Geschichte, von Jesus einst meisterhaft erzählt.

Entstanden ist sie aus einer raffiniert eingefädelten Diskussion.

Der schriftgelehrte Gesprächspartner wusste wohl, dass es mit dem Aufsagen eines Bibelworts allein nicht getan ist, wenn es um Leben oder Tod geht.

Jede und jeder von stellt sich ja ähnliche Fragen:

Vielleicht nicht: **»Lehrer, was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?«**

Aber andere, z.B.: „Wie werde ich glücklich? Was muss ich tun, dass mein Leben ein Ziel hat?

Es muss ja nicht gleich die Ewigkeit sein, aber was kann ich da tun, damit etwas bleibt von mir?

Ja, auf solche Fragen gibt unsere Geschichte, das Gleichnis aller Gleichnisse, auch Antwort.

Die Geschichte vom barmherzigen Samariter hat selbst Geschichte gemacht.

Sie ist zu einer Magna Charta der Nächstenliebe geworden.

Deshalb ist in einer Predigt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nie auszuschöpfen.

Es ist eine Lebensgeschichte. Wir alle haben ein Leben lang daran zu knabbern.

Also heute und jetzt nur ein paar Hinweise.

Zunächst: natürlich haben sich die Zeiten seit damals geändert.

Mittel und Methoden zu helfen haben sich verbessert. Statt Öl und Wein verfügen wir über eine Fülle von Medikamenten und medizinisch-technischen Apparaturen.

An die Stelle eines Tragetiars sind hochspezialisierte Einsatzfahrzeuge getreten:

Seenotrettungskreuzer, Notarztwagen, Rettungshubschrauber. Aus der Herberge ist die moderne Klinik, das Altenwohnstift, das Sanatorium, eine Sozial- oder Diakoniestation geworden.

Mit zwei Silberstücken lässt sich nicht mehr viel anfangen im kostenexplosiven Gesundheitswesen, was Grund genug ist, auch deshalb darüber nachzudenken, ob wir medizinisch noch alles machen dürfen, was wir machen können.

Geblieben aber ist, dass Menschen, dass Nächste verwundet auf der Straße liegen.

Geblieben ist, trotz aller Fortschritte in Diakonie und Sozialarbeit,

dass die menschliche Zuwendung immer noch die beste Medizin und die wirksamste Hilfe ist.

Da ist einer unter die Räuber gefallen. Sie haben heute viele Namen und Gesichter.

Die Straßen des Lebens sind weltweit unsicher geblieben.

Wir werden aufmerksam auf die vielen, die irgendwo liegen,

tatsächlich oder im übertragenen Sinn unter Räuber gefallen,

in Krankenhäusern, Nervenkliniken oder in den eigenen vier Wänden,

in Jugendheimen, Obdachlosenunterkünften, Asylbewerber-Containern,

Viele liegen buchstäblich auf der Straße oder sind weggetaucht in die Welt des Alkohols.

In unserem modernen Sozialstaat wird viel für sie getan, auch und gerade durch die Diakonie.

Trotzdem ist der Dienst der Barmherzigkeit notwendig, im wahrsten Sinne des Wortes.

Barmherzigkeit: dabei geht es um ein weiches Herz im Gegensatz zur Hartherzigkeit.

Mein Herz, mein Leben, das befragt wird, ob es ein helfendes Leben ist.

Ganz abgesehen von allen Organisationen werden wir von Jesus ermutigt,

das Unsere zu tun: spontan, unbürokratisch, phantasievoll in unserer persönlichen Umgebung.

Zwei gehen vorüber an dem, der halbtot am Straßenrand lag: Ein Priester und ein Levit.

Wir wollen nicht über ihre Motive rätseln. Vielleicht wollten sie sich das Leid vom Leib halten.

Wer weiß, vielleicht hatten sie - weiß Gott - wichtige Termine.

Oder sie fühlten sich überfordert und unfähig wie leider viele und bisweilen wir eben auch, wenn wir fremdes oder auch eigenes Leid wahrnehmen.

Manchmal vergessen wir auch, dass es guttun kann, anzuhalten im Laufen und zu helfen.

Ich will also hier nicht den Pharisäer spielen, der überheblich sagt:

Mein Gott, das hätte mir nicht passieren können wie diesem Priester und Levit.

Ich muss ja vielmehr bekennen: So geht's mir auch oft. Ja, so bin ich auch.

Ich möchte ja gerne Samariter sein, aber dann entdecke ich mich oft als hilflosen Zuschauer.

Ich gehe vorüber, ich muss es manchmal sogar, denn die Nächsten drängeln sich.

Ich komme nicht mehr durch. Ich kann mich nicht zerreißen und zersplittern.

Ich komme an die Grenze meiner eigenen Belastbarkeit.

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, das bedeutet auch,

dass ich mit mir selbst liebevoll umgehe und mich nicht bis zur Selbstaufgabe verschleisse.

Sonst ist keinem geholfen. Der Samariter setzt ja auch seine Reise fort.

Er hat auch nicht seinen Job aufgegeben, um ab sofort für alle Überfallenen da zu sein.

Aber in diesem einen Moment, wo Nicht-Helfen einen Umweg bedeutet hätte, da war er da.

Denn wenn ich manchmal an die Fernen und Fernsten rund um den Globus denke, die mindestens genauso nach Hilfe schreien, dann werde ich vollends ratlos und hilflos.

Also: doch abstumpfen und weitergehen? Nein, das will ich auch wieder nicht.

Denn leider ist in unserer Zeit so etwas wie Fahrerflucht und „unterlassene Hilfeleistung“ üblich.

Also will ich noch einmal genau auf den einen schauen, der hilft: den Samariter.

An ihm lerne ich unter Jesu Anleitung das ABC der Ersten Hilfe.

Wer helfen will, braucht **A** Augen, um zu sehen.

Man kann nicht blind durch die Gegend rennen, nur noch „mein Leid“, mich zu sehen.

Wer helfen will, kann nicht apathisch bleiben, er muss sympathisch werden, mitleidend.

Es jammert den Samariter, es geht ihm durch und durch.

Ganz wörtlich übersetzt heißt das: Es fährt ihm in die Gedärme.

Wer helfen will, muss **B** herabsteigen vom hohen Ross.

Er muss sich bücken und wird sich die Hände schmutzig machen.

Er wird das tun, was gerade jetzt im Augenblick in seinen Kräften steht.

Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Keiner sage: er habe keine Begabung zum Helfen.

Wer helfen will, der sucht sich **C** Verbündete der Nächstenliebe.

So macht das ja der Samariter beim Wirt. Er lässt sich dessen Mithilfe ja auch etwas kosten.

Das finde ich auch sympathisch. Der Samariter kann abgeben und sich überflüssig machen.

Er kann sich zurückziehen, nicht ohne der ersten Hilfe die zweite auf dem Fuße folgen zu lassen.

Aber der Samariter wird, so denke ich mir, diesen Überfallenen nicht so schnell vergessen.

In seinen Gedanken und womöglich in seinen Gebeten wird er Gott bitten um das weitere Wohl.

Nun war der Barmherzige ein Samariter, einer also, dem man das nie zugetraut hätte.

Das war einer, der war damals geächtet als Außenseiter am Rand der Gesellschaft.

Es war einer von jenen Andersdenkenden und Andersglaubenden.

Samariter hatten das falsche Glaubensbekenntnis und trieben nicht die richtige Politik.

Mit ihnen wollte man nichts zu tun haben.

Ein solches Feindbild wird von Jesus zum Vorbild erhoben.

Das war eine Provokation ersten Ranges.

Ausgerechnet ein Samariter wird von Jesus als beispielhaft hingestellt.

„Samariter“ ist darum heute ein Ehrenname.

Damals war es ein Schimpfwort wie Ossi oder Kanake.

Ob uns das nicht nachdenklich machen sollte, um hinzugehen und das Gleiche zu tun:

nämlich indem wir die Feindbilder unserer Gesellschaft abbauen,

wo immer sie wie Buhmänner aufgebaut worden sind?

Denn da, wo Gott ist, fallen nun einmal Grenzen.

Darum sind die, die mit Jesus gehen wollen, bis heute Grenzgänger,

die zwischen den Fronten vermitteln und Frieden stiften.

Nun liegt die eigentliche Pointe dieser Geschichte freilich noch tiefer.

Da fragt der Schriftgelehrte: »Wer ist denn mein Nächster?«

Man sollte meinen, die Antwort müsste lauten:

„Naja, jeder, der Hilfe braucht, hier der von den Räubern Überfallene.“

Schön und gut, aber nun fragt Jesus überraschend zurück:

»Wer von den dreien hat an dem Überfallenen als Mitmensch gehandelt?«

Sicher sind unsere Nächsten die, die unsere Hilfe brauchen.

Aber dann gilt auch das andere.

Wir sind die Nächsten.

Ich bin der Nächste für andere.

Der am Wegesrand wird für die Passanten zum Fragezeichen:

„Willst du mein Nächster sein?“

Es gibt immer wieder 1000 gute Gründe, warum ich Hilfe ablehne.

Aber Jesus geht es darum, dass ich diese Frage höre eines Hilflosen:

„Willst du mein Nächster sein?“

Wieder einmal stellt Jesus von Nazareth alles auf den Kopf.

Denn der andere, der wird nämlich nicht zum Fall, zum Betreuungsobjekt, sondern **Mensch**.

Der Hilfsbedürftige weckt in mir Bereitschaft zum Helfen, und damit weckt er in mir Liebe.

Er weckt in mir die Verantwortung. Er macht mich empfindsam und sensibel.

Damit hilft er mir, Gott zu lieben, indem ich ihn, den Nächsten, liebe.

Da verschwimmen die Grenzen:

nicht hier die starken, bedürfnislosen Helfer und dort die schwachen, bedürftigen Hilflosen.

Beide brauchen sie ohnedies Hilfe: nämlich die Hilfe Gottes und seine Barmherzigkeit.

Sind nicht auch wir manchmal wie „unter die Räuber gefallen“?

Und brauchen wir nicht manchmal selber jemanden, der für uns die Barmherzigkeit tut?

Beide sind wir also angewiesen auf den, der diese Geschichte erzählt. Auf Jesus.

Amen.